Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 3

Artikel: Blick auf die Schweiz
Autor: Reck, Oskar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079769

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

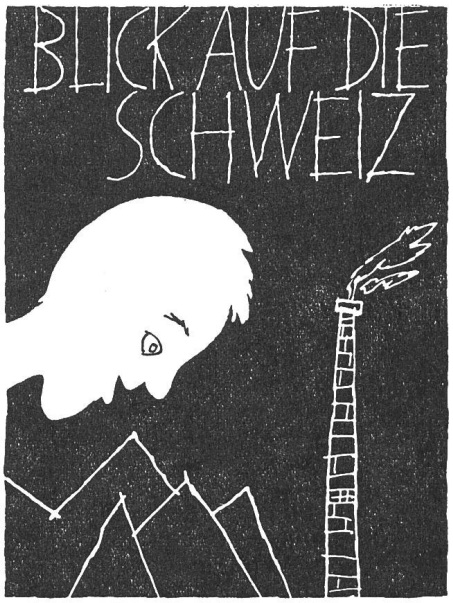
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Oskar Reck

Warnung vor bequemen Vorstellungen



Die Wünsche sind die Verführer unseres Denkens. Wir neigen immer wieder dazu, uns eine Zukunft vorzustellen, mit der wir ohne unmäßige Schwierigkeiten fertig werden können. Je unbequemer die erdenklichen Entwicklungen sind, desto spürbarer wird der Hang, sie als unwahrscheinlich abzutun. Also wählt man unter den Möglichkeiten aus, was sich ohne großen Aufwand und lästige Umstellungen bewältigen läßt. Das heiße Bemühen beschränkt sich dann darauf, sich mit allen verfügbaren Argumenten vorzumachen, daß es so und nicht anders kommen werde. Die Hoffnung betäubt das Gewissen.

Auf kaum einem Gebiet ist gegenwärtig die Gefahr, uns mit vertrauten Vorstellungen zufrieden zu geben und die peinlichen Extremfälle auszuklammern, so groß wie auf demjenigen der Landesverteidigung. Unablässig suchen wir uns ein «Kriegsbild» zu bewahren, das der überlieferten Idee eines militärischen Abwehrkampfes entspricht. In dieser Sicht hat die Armee ihren festen und selbstverständlichen Platz. Wenn wir von «umfassender Landesverteidigung» reden, so meinen wir damit vorerst nur, es müsse die Anstrengung des Heeres noch durch ausgedehnte Maßnahmen der Kriegswirtschaft und des Schutzes unserer zivilen Bevölkerung ergänzt werden. Gewiß hat diese traditionelle Form, uns auf den Ernstfall vorzubereiten, ihren Sinn noch keineswegs eingebüßt; denn im Katalog der Möglichkeiten, die in Rechnung zu stellen sind, gibt es auch diese. Doch wäre es verhängnisvoll, sie – etwa mit dem Hinweis auf den israelischen Blitzkrieg – als «den Ernstfall» hinzustellen und andere Fälle überhaupt nicht in Betracht zu ziehen.

Im Strom der Nachrichten fielen mir in diesen Wochen zwei Moskauer Entscheidungen auf, die sich auf den ersten Blick merkwürdig verdächtig gegeneinander abheben. Die eine Meldung sprach von einer bedeutenden Erhöhung des sowjetrussischen Militärbudgets, die andere von einer auffälligen Verminderung der Dienstzeiten. Natürlich kann man beide als tendenziöse Verlautbarungen abtun; aber ein sachlicher Grund besteht dazu nicht. Mit erhöhten Krediten für eine Vervollkommnung des Vernichtungspotentials verträgt sich nämlich sehr wohl die andere Maßnahme: aus wirtschaftlichen Gründen die allgemeinen Ausbildungszeiten zu verkürzen. Aus der Kombination der beiden Entscheide ist lediglich die nochmals verstärkte Tendenz zur technischen Kriegführung abzulesen. Die äußerste Möglichkeit, die ferngelenkte Atomschlagserie, behauptet in den unheimlichen politischen und militärischen Spekulationen der Weltmächte ihren beherrschenden Platz. Wie lange vor den Schalttafeln, an denen das Grauen zu entfesseln ist, Vernunft und Angst die Hände binden, bleibt ungewiß.

Der Krieg mit Kernwaffen gilt als unwahrscheinlich. Aber er ist keineswegs undenkbar. Ob er uns aussparen würde, weiß niemand. Wissen kann man indessen, daß im Augenblick gezielter Vernichtungsschläge die Armee den ihr zugedachten Auftrag verliert. Sie kann nicht kämpfen, nicht abwehren, nicht schützen; von ihr läßt sich vielmehr nur vermuten, daß sie, soweit sie wenigstens in Stellung liegt, besser als der größte Teil der Zivilbevölkerung gegen die mörderischen Schläge abgeschirmt ist. Eine solche Situation müßte ihre Zweckbestimmung verändern: sie würde zur organisierten Hilfstruppe in den Katastrophengebieten. Aber ein solcher Dienst setzte ganz andere Führungsstäbe voraus, als wir sie bis heute kennen, und überhaupt eine neue Befehls- und Kompetenzstruktur. Die umfassende Landesverteidigung wäre ein einziges riesiges Problem des Überlebens. Es ist noch kaum durchdacht worden, geschweige denn, daß wir bisher den Versuch unternommen hätten, uns auch auf diese Möglichkeit vorzubereiten.

Denkbar ist aber auch der andere Extremfall: daß wir noch jahrelang im gegenwärtigen Zustand fortleben. Träfe dies zu, so würde ein militärischer Konflikt auf dem europäischen Kontinent als immer unwahrscheinlicher empfunden. Daraus ergäben sich unvermeidliche Folgen für unsere Milizarmee, die als Instanz der militärischen Abwehr zunehmend fraglicher würde. Da wir nichts sehnlicher als die Bewahrung eines – wenn auch noch so unzulänglichen – Friedens wünschen können, wäre ein militärischer Schrumpfungsprozeß der «normale» Preis; aber unser Bürgerheer verkörpert zugleich die stärkste und nachhaltigste Gemeinsamkeit in unserem vielfältigen Staatswesen. Für Generationen ist die Armee zur Schule der Einordnung geworden, und man hat sie mit Recht als einen eidgenössischen «Integrationsfaktor» erster Ordnung bezeichnet. Über ihr Schicksal nachzudenken, ist mithin weit mehr als eine militärische Frage. Was sie uns bisher im nationalen Zusammenhalt und für den Reifungsprozeß der jungen Generation bedeutet hat, müßte in jedem Falle erhalten bleiben. Das mag für manche schon fast defätistisch klingen; aber wer Landesverteidigung als die Aufgabe versteht, unsern Kleinstaat durch Fährnisse jeder Art zu bringen, wird auch hier einen möglichen Ernstfall erkennen, der vorausbedacht sein will.

Die Gefahren, auf die wir in dieser Zeit zu achten haben, sind eher innere als äußere, und wir sollten sie auch weniger in den Kreisen berufsmäßiger «Aufweicher» als vielmehr in der verbreiteten Neigung suchen, uns mit leidlich bequemen Vorstellungen zufrieden zu geben. In den Wünschen, mit denen wir uns heute betrügen, steckt das Elend von morgen.